

Unterhaltungsblatt

als Beilage zur Preßburger Zeitung.

zu No 19.

Schwimmende Gärten in Mexico.

Unter die angenehmsten Merkwürdigkeiten von Mexico gehören unstreitig die schwimmenden Gärten. Nur die Natur selbst konnte dieser Hauptstadt einen so überraschenden Vorzug zugestehen. Sie nahmen bereits in den dürftigsten Zeiten ihren Ursprung. Als nämlich die Mexikaner, zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von den Völkern aus Colhuacan und Tepanecan unterjocht und auf ihren Seen eingekerkert, fast ohne Land, sich gezwungen sahen, sich künstliches Ackerland zum Unterhalt zu verschaffen. Weiden und zähe Wurzeln von Sumpfpflanzen flocht man zu einer großen Hürde, verband sich nach dichter durch leichtes Gesträuch, und deckte dieses alles mit fruchtbarem Erdreiche. So übergab man dieß Ganze dem Wasser, bepflanzt mit Mais, großen Pfeffer und Küchenkräutern. Dieß waren die ersten Felder, welche auf dem See schwimmend dem Mexikaner seine dürftige Nahrung gewährten. Als in der Folge Mexico mächtig und groß ward, verwandelten sich die schwimmenden Ackerfelder in Lust- und Blumengärten. In dieser Gestalt dienen sie noch jetzt den Reicheren zum Vergnügen. Mit den

wohlriechendsten, schönsten Blumen bepflanzt, treiben diese Lustgesellschafte auf dem weitem See mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Anmuth dahin. Die größeren Gärten dieser Art haben in ihrer Mitte einen schattenreichen Baum oder eine Hütte, um gegen Regen und Sturm zu schützen.

Will der Eigenthümer, der Chinampa, sie fortbewegen, dann wirft er sich oft nur allein, oder wenn die Masse sehr groß ist, mit mehreren in ein kleines Boot, und fährt den Garten dahin, wo es ihm gefällt. Täglich kommen eine große Fahrzeuge mit den herrlichsten Blumen und Kräutern, die auf den schwimmenden Gärten gezogen sind, durch den Canal in die Stadt zu Markte.

Ueber den einzigen Vornamen Heinrich der Fürsten und Grafen Reuß.

Unbekannt ist es, daß in dem Gräflich-Reußischen Hause, und eben so in dessen Fürstlichen Zweigen, der Vorname Heinrich so allgemein und einzig herrscht, daß sämtliche Söhne dieses weitverbreiteten zahlreichen Hauses nie einen andern führen. Woher jene Sitte entstand, und eine Art Hausgesetz ward, läßt sich nicht mit völliger Gewißheit ausmachen. Anfangs, in den ältesten Zeiten, nannte sich diese Familie Volt (Voigt, Vogt). Es war ein adelicher Dienstname, wie Schenk, Truchses, Marschall u. s. w. Die Glieder der Familie unterschrieben sich auf Latein Advocati; einige: totius terrae Advocati, die Vogte des Landes. Ihnen gehörte, als Eigenthum, das später mit dem Königreich Sachsen einverleibte Vogtland. Von jeher war

in der Familie der Name Heinrich einheimisch. Einer derselben, Heinrich der Dritte, (der Ältere, der Reiche), um 1140 lebend, soll zuerst seine 4 Söhne haben Heinrich taufen lassen, und unter Kaiserlicher Bestätigung das Familiengesetz eingerichtet haben, daß alle von ihm und seinen Söhnen abstammende Kinder männlichen Geschlechts einzig diesen Taufnamen auf alle künftige Zeiten vererbten. Es war, sagt man, die Grille einer Frau: seine Ehegenossin Bertha, aus dem Kärnthener Tyrolischen Hause, wünschte, aus Liebe zu ihrem Gemahl, und aus Freundschaft für ihren Vetter, den nachherigen Kaiser Heinrich IV., diesen Namen in ihrem Geschlechte zu verewigen. Ungefähr 100 Jahre nach dem allgemeinen Heinrichs-Namen kam der Name Reuß auf, eine Zuname, der so viel bedeutet als der Russe. Zwei Brüder aus der Familie führten, ihrer Reisen wegen, einer den Zunamen Bohemus, der andre der Zuname Roccus, der Reusse. Die Geschichte dieses ersten Reuß wird sehr ausgeschmückt erzählt. Er soll einen Kreuzzug nach dem Orient gemacht haben, wo er bey Ptolomais mit dem Grafen von Gleichen gefangen, von den Sarazenen an einen Russischen Handelsmann verkauft, und von diesem in sein Land geführt wird. Nach 13jähriger Abwesenheit kehrt er zu den Seinigen zurück, und begiebt sich wieder an Hof und Dienst des Kaisers Friedrich II., mit welchem er jenen Kreuzzug gemacht hatte. Der ihn sehr liebende Kaiser nannte ihn stets „seinen langen Reussen.“ — Um die Unbequemlichkeiten des alleinigen Taufnamens Heinrich zu beseitigen, wurde beschlossen, ihn mit einer Zahl zu begleiten. Dem zufolge ward 1664 zu Gera in einer Familienkonferenz festgesetzt: daß 1) der Name Heinrich stets allein geführt werden solle, aber 2) mit Befügung einer Zahl, jedoch nicht in jedem einzelnen Hause, sondern 3) nur nach

den zwey Hauptlinien, der ältern zu Greiz, und der jüngern in 4 Aesten, Schleiz, Schleiz-Köstriz, Lobenstein und Lobenstein-Ebersdorf. Um die allzu hohen Zahlen zu vermeiden, wurde 4) festgesetzt, bey Anfang eines neuen Jahrhunderts wieder von vorn anzufangen. So geschah es 1701 und 1801. So heißen, um durch ein Beispiel es deutlich zu machen, jetzt die 6 Brüder eines in Berlin lebenden Zweiges der Familie: Graf Heinrich 60, 63, 66, 70, 74, 1. Der älteste ist 1784 geboren; der jüngste 1803.

M i s c e l l e.

Andreas Eberhard Rauber, Hofkriegsrath Kaisers Maximilian II., von diesem, nebst seiner Familie, in den Reichsfreyherrstand erhoben, war ein eben so gelehrter als stattlicher Mann, begabt mit einer außerordentlichen Leibesstärke. Auch die Länge seines Barts war bewundernswerth, der ihm bis auf die Knie, und wieder hinauf, bis auf die Mitte seines Leibes gieng. Wenn er in vollem Staate sich nach Hof begab, ließ er diesen um sich herfliegen, wie ein Föhlein.

Seine Stärke bewies er in einem Faustkampfe mit einem getauften Juden, der an Gestalt und Kräften ein Riese war, und bestand denselben so männlich, daß sein Gegner halbtodt vom Kampflage getragen wurde.

Aber weit merkwürdiger war sein Kampf um seine Braut.

Kaiser Maximilian hatte in seiner Jugend ein schönes Oesterreichisches Fräulein geliebt, und mit ihr eine Tochter gezeugt. Schön und lustig wuchs das Kind dieser Liebe, genannt Helena Schaarfe.

gin, heran, geschmückt mit allen Reizen weiblicher Schönheit, und bekam der Freyer gar viele. Vor allen aber besonders beirüheten sich, Helenens Hand zu erhalten, ein reicher vornehmer Spanier, und unser Rauber, Den Spanier begleitete der Ruhm eines kühnen Helden; er war ein wohlgebildeter, starker und rüstiger Mann. Zwar kannte man auch Raubers Stärke; doch mußte man nicht zu entscheiden, welcher der Stärkere unter beyden sey. Der Kaiser versprach Helenens Hand dem, der sie erkämpfen würde. Die Kampfbedingungen waren sonderbar.

Beiden Kämpfern wurde ein Sack, nach der Größe des Gegners verfertigt, gereicht, und der Kaiser erklärte, daß derjenige, welcher den andern in den Sack stecken würde, der Bräutigam seiner Tochter werden sollte. Der Kampf begann, und wurde im Angesicht des Kaisers und des ganzen Hofes, lange Zeit mit gleichem Vortheil. Glück, und ziemlich gleicher Stärke geführt. Endlich gelang es Raubern, seinem Gegner den Sack über den Kopf zu werfen, ihn umzustürzen, und völlig in den Sack zu schieben.

Das Gelächter war sehr groß, und der Spanier, dessen Stolz sein Unglück nicht zu ertragen vermochte, entfernte sich vom Kaiserlichen Hofe, indes Rauber viel Lob einärndtete, Helenens Hand, und mit derselben eine schöne Aussteuer erhielt.

Die Redensart: den Andern in den Sack stecken, und das Sprüchwort:

Wer des Andern vermag,

Der steckt ihn in den Sack;

haben wir behalten, aber wir kämpfen nicht mehr auf diese Art um Bräute, ob wir gleich bisweilen die Braut (oder wie der Franzose sagt, die Kage) im Sack taufen.

Ein englischer Wächter, der nahe bey Lichtfield wohnte und eine sehr zänkliche Frau hatte, welche ihm das Leber zur Hölle machte, erneuerte im Sommer 1789 den alten, aber in unsern Tagen sehr vernachlässigten Gebrauch. Er ließ eine Art von hölzerner Maske machen, in die er den Kopf seiner Frau einschloß; ein daran befestigtes scharfes Eisen gieng ihr in den Mund um ihre Zunge uneweglich zu erhalten. In diesem Zustande und mit auf den Rücken gebundenen Händen führte er sie unter dem Gelächter und Geziße einer großen Menge Volks durch Dörfer und über Felder. Dies Instrument heißt in den Landeschroniken der Saalkaun.

Vor vielen Jahren desertirte in Malta ein Soldat, ein Italiener, und irrte auf dem Lande umher. Halb todt aus Hunger und Mattigkeit, erreicht er ein Dorf, gieng zu einem Notar und gab vor, sein Vater sey gestorben, und seine Familie habe ihn zum Notar geschickt, um sich von demselben ein Vollmacht, zu Auseinandersetzung des Nachlasses, ausstellen zu lassen. Der Notar behandelte den Soldaten als einen Kundmann, setzte ihm Erfrischungen vor, und gab ihm ein leichteres Kleid, um sich bey der großen Hitze umziehen zu können. Der Italiener machte viele Bücklinge, zog den schwarzen Rock an, setzte sich zu Tische, und labte sich weidlich. Einige Augenblicke darauf gieng er, unter einem Vorwande, hinaus, kam aber nicht wieder. Der Notar, der nun wohl merkte, daß er betrogen sey, gieng am andern Tag nach der Stadt und überbrachte die Montur und den Säbel, die der Soldat zurück gelassen hatte. Der Oberst, statt ihm dafür zu danken und ihm seinen schwarzen Rock zu vergüten, ließ ihn in Verhaft nehmen, eine Montur anziehen, und der arme Notar, ein alter kleiner Mann mit einer ungeheuren Perücke, mußte so lange

Schildwach stehen bis der Deserteur wieder eingebracht war.

Ein junger hypochondrischer Gelehrter in **, der bey dem Gefühl körperlicher Schwäche und bey trüben Aussichten in die Zukunft, allen Geschmack am Leben verloren hatt, gieng, begleitet von seinem Hundel, an den nahen Strom, um darin seinen Tod zu suchen. Er wählte einen Ort, wo das Wasser sehr tief war, und nachdem er rings umher geschaut hatte, ob etwa ein menschliches Auge sein Vorhaben entdecken möchte, sprang er vom Ufer in die Fluth hinab. Aber sein Hundel vertrat jetzt die Stelle eines mitleidigen Freundes; schnell, sobald sein Herr verschwunden war, sprang er ihm nach, entzog ihn der Tiefe und brachte ihn glücklich wieder auf die Oberfläche des Wassers. Unwillig und aufgebracht über den unzeitigen Dienst seines Hundes, stieg er wieder heraus, prügelte seinen Retter dorb durch, jagte ihn fort, warf den Stock ihm nach und stürzte sich schnell wieder Kopfüber in den Strom; doch eilends lief der Hundel wieder herbey und holte ihn abermals herauf. Das kühle Bad hatte indes die schwachen Nerven des Hypochondristen aufgefrischt und seine melancholische Laune verscheucht; das milde Licht der sich zum Untergang neigenden Sonne und rings um ihn die grünen Fluren fiengen an, ihn wieder zu reizen und wieder Lust zum Leben in ihm anzufachen. Ermattet warf er sich zwischen Wiesenblumen am Ufer hin, und nachdem allmählig die Besonnenheit zurück gekehrt war, verabscheute er ein Verbrechen, wozu er kurz vorher so fest entschlossen war. Seinen treuen Hundel, der freudig medelnd ihn umhüpfte, lieblosete er mit aller zärtlichen Sorgfalt, die man einen biedern Freunde schuldig ist.

In vielen Ländern Deutschlands hört man die kldliche Redensart: „Er ist Rips.“ Man will damit sagen: er ist fort, er ist entwischt, er ist banquerot. Ursprünglich heißt sie: Er ist todt. Ihre Entstehung ist merkwürdig. In allen Zeiten nämlich, so wie noch jetzt an einigen Orten, war es Sitte, daß die Aufschrift auf den Leichensteinen mit den Worten anfieng: Requiescat, In pace Sancta. (Er ruhe in stillem Frieden). Zur Abkürzung schrieb man sie mehrentheils mit den Anfangsbuchstaben R. I. P. S. Der gemeine Mann, der die Bedeutung dieser Buchstaben nicht wußte, nahm sie für ein einzelnes Wort, und las: Rips, wodurch die allgemeine Bedeutung untergeschoben wurde. Er ist todt.

Bei einem Gesellschaftstheater hatte einer die Rolle eines Liebhabers. Als er nun seiner Geliebten die Liebeserklärung deklamiren sollte, nahm er einen Stuhl, und setzte sich dazu nieder. Der Direktor tadelte ihn, daß er seine Rolle so ungeschickt mache, und sagte: welcher Liebhaber wird denn seine Leidenschaft sitzend erklären? — „Ja antwortete der Dilettant, es steht in meiner Rolle.“ Der Direktor sah staunend die Rolle, in welcher einflammert stand: „männlich und gesetzt.“